

# Warum Wissenschaft Geschichten erzählen muss

# 1

## 1.1 Wir können es uns nicht anders leisten

Darf Wissenschaft Geschichten erzählen? Verliert sie dadurch an Glaubwürdigkeit? Und was gibt es dabei zu gewinnen? Diese Fragen schwirren in meinem Kopf umher, als ich den Journalisten und Pulitzer-Preis-Gewinner Jack Hart letzten Winter in Oregon anrufe. Er sitzt gerade zu Hause, erholt sich von einem Sturz im Schneesturm vor seinem Haus und erzählt mir: „Und wie! Wissenschaft ist vollgepackt mit Geschichten.“ Hart war Zeitungsredakteur beim *Oregonian* und hat mit seinen Autoren preisgekrönte Geschichten gestrickt. Dafür hat er eine Struktur entwickelt, die auf jahrtausendealten Story-Regeln basiert. Harts Struktur ist im Prinzip ein Spannungsbogen, in den Autoren wichtige Story-Ereignisse einzeichnen können. Harts Geschichten funktionieren, weil sie Storytelling-Elemente wie Protagonisten und Spannungsbögen verwenden. Das funktioniert nahezu immer, weil wir alle darauf programmiert sind, Geschichten als inhärente Wahrheiten anzunehmen.

**Hart ist Journalist und Geschichtenerzähler.** Wissenschaftler sind das meistens nicht. Warum nicht? Geschichten sind ja so alt wie die Menschheit selbst. Jeder von uns weiß instinktiv, was eine gute Geschichte ist. Aber niemand bringt uns bei, wie wir eine gute Geschichte schreiben können. Das passiert weder an Schulen noch an Unis. Stattdessen konzentrieren sich Lehrer im Sprachunterricht oft auf literarische Textanalyse und lyrische Interpretationen.

**Storytelling nicht als Schulfach zu unterrichten, ist dumm,** denn wer gute Geschichten erzählen kann, kommt privat wie beruflich weit. Gute Geschichten sind immer gefragt. Wissenschaft ist da keine Ausnahme, obwohl (oder gerade weil) sie komplex ist. Im Gegenteil, gerade weil sie komplexe Inhalte vermitteln

muss, braucht Wissenschaft Story-Techniken, um diese zu vermitteln. So, wie wissenschaftliches Schreiben an Hochschulen unterrichtet wird, entwöhnen die Lehrer ihre Studenten aber von jeder Storytelling-Intuition, die sie als kleine Kinder schon beim Erzählen von Gutenachtgeschichten mitbekommen haben. Die unpersönliche und fade Schreibe, die dabei vermittelt wird, erweckt einen falschen Eindruck unbegrenzter Objektivität, die Wissenschaft de facto nicht liefern kann.

**Wissenschaft spricht eine besondere, für die Außenwelt kryptische Sprache**, und das ist in Ordnung so. Nur darf sie sich nicht beschweren, von der Gesellschaft nicht verstanden zu werden. Das ist in vielerlei Hinsicht schade, denn Wissenschaft arbeitet nicht losgelöst von der Gesellschaft, sondern als Teil von ihr, mit ihr und für sie. Klima-Richtlinien etwa können von Wissenschaftlern beeinflusst werden, aber die Entscheidungen treffen letztlich Politiker. Damit sie solide Entscheidungen im Interesse aller treffen, also im Sinne des Kategorischen Imperativs nach Kant, müssen wissenschaftliche Berater ihnen klar vermitteln können, was wichtig ist, und wieso. Dafür gibt es eine Reihe von Storytelling-Techniken, von denen wir uns einige in diesem Buch ansehen werden. Dabei geht es nicht um Manipulation, sondern um die Tatsache, dass Menschen so gebaut und trainiert sind, auf Geschichten instinktiv zu reagieren und Informationen darin lang zu behalten. Wir lernen durch Geschichten und nicht durch das Aufsaugen nackter, aneinandergereicher Information. Deshalb müssen Wissenschaftler raus aus dem Elfenbeinturm. Die wissenschaftliche Methode (wenn es überhaupt eine gibt, oder besser: geben darf), darf nicht mit der sich selbstbeweihräuchernden Publikation der Resultate in Hochglanzzeitschriften aufhören.

**Wissenschaft muss raus und in einen direkten Dialog mit der Bevölkerung treten.** Das ist einerseits ihre Pflicht, weil die Gesellschaft Forschung erst ermöglicht. Andererseits ist es im nicht un-narzisstischen Eigeninteresse der Wissenschaft, die größtmögliche Verbreitung ihrer Forschungsergebnisse zu erzielen und damit die Wahrscheinlichkeit zu erhöhen, zitiert zu werden. Zumindest beim derzeitigen Bewertungsschema der Forschung verheißt das in der Regel: Karriere-sprünge. Wer also bessere Geschichten erzählt, wird von mehr Fachkollegen gelesen und hat eine höhere Wahrscheinlichkeit, auch von der Allgemeinheit verstanden zu werden. Fairerweise muss ich ergänzen, dass das für die Wissenschaftler nicht immer gut ausgeht. Der Astronom Carl Sagan hatte ein besonderes Talent, Geschichten zu erzählen und erkannte, dass Erklärungen und Erzählungen und deren Formate an das Publikum angepasst werden müssen. Dafür bekam er